

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 7

Artikel: Passion in Bern [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

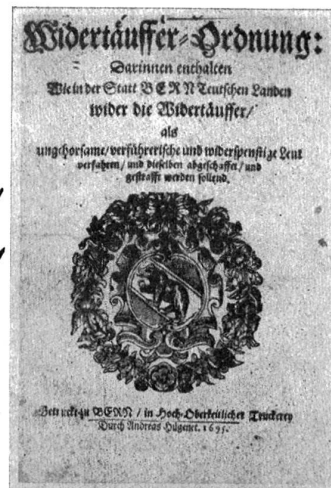


Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

5

Peter Hertig ist aus Frankreich nach Hause zurückgekehrt. In seinem väterlichen Hause wird er schlecht empfangen; im „Kleegarten“, dem Gehöft Hans Klückigers, in der Nähe von Sumiswald, findet er den Winter über Aufnahme. Im Frühjahr wird er vom Pächter des Bennerers von Willading, von Bern, in Dienst genommen; auf dessen Gut, dem Wilhofe, sieht er dann den Obersten von Erlach wieder, der in Frankreich sein Hauptmann gewesen war. Um eine Französin heiraten zu können, war derselbe katholisch geworden; nach Jahresfrist hatte er jedoch die Frau wieder verlassen, und die Witwe seines Schwiegervaters hatte damals unschuldigerweise Peter Hertig getroffen. Nun ist von Erlach mit der Tochter von Willading verheiratet. Ein unvorsichtiges Wort Hertigs, das an die Vergangenheit des Obersten rührt, bringt ihn um seine Stelle; als Schelm wird er mit einem Peitschenhieb vom Hofe vertrieben. Er flüchtet in den „Kleegarten“, wo er nach einiger Zeit zur verfeimten Täufergemeinde übertritt, zu der die Frau Klückigers, im Gegenfatz zu diesem selber, bereits gehört. Indessen ist von Erlach zu seinem Kommando an den Rhein abgereist; sein Schwiegervater dagegen ist nach Bern zurückgekehrt. Der Schultheiß von Sinner ist dort erkrankt, und von Willading hofft auf sein Amt. Er hegt großartige Pläne für eine neue Machtentwicklung Berns.

Der war rasch zur Stelle und berichtete, die beiden Aerzte des Schultheißen seien in großer Sorge; man sei auf alles gefaßt; denn seit gestern Abend sei der Kranke nicht mehr bei Sinnen. „Schlimm“, sagte der Benner, „aber jetzt bring eine Flasche Döle.“ Dann fuhr er fort, zum Besucher gewendet: „Was sind denn das für Bedenken, die dir so plötzlich gekommen sind?“

Der Landvogt schaute sich vorsichtig um, ob alle Türen verschlossen seien, und dann begann er stöckend: „Schlimm, eigentlich mehr für mich; aber auch für dich! Nein, schlimmer für dich, denn du willst Schultheiß werden, ich habe keine Ambitionen mehr.“

„So rede doch einmal“, sagte der Benner, „was könnte denn los sein? Ich habe schon viel Widerliches erlebt und noch alles auf die Seite gebracht, ich bin also nicht gerade ängstlich.“

Das durfte man dem kraftstrotzenden Manne ruhig glauben, und der Landvogt mochte es auch endlich einsehen, denn er begann: „Mein Sohn, der Oberst, dein Tochtermann . . .“

Der Benner fuhr auf: „Doch kein schlimmer Bericht aus dem Krieg?“

„Nein, nein; aber er wird verleumdet und in den Dreck gezogen auf eine unerhörte Art, und wir müssen einschreiten, bevor das Gerücht, das gerade jetzt auftaucht, dir an deiner Wahl schadet.“

Der Benner lachte befreit auf: „Hahaha, ein Gerücht? Da muß ich schon sagen, ein Gegner von Fleisch und Wein mag zu fürchten sein; aber wir drücken ihn an die Wand. Ein Gerücht aber? Der Wind verweht's, das braucht nicht einmal uns.“

Der Landvogt seufzte: „Ja, wenn man es so leicht nehmen könnte! Der Hieronymus muß Reider haben, sonst wäre so etwas nicht möglich.“

„Hat er aber auch; warum sollte ein kaiserlicher Oberst, der nächstens General wird, sie nicht haben? Das wäre wider Brauch und Sitte; aber um was dreht es sich eigentlich, daß du so bedrückt bist?“

„Um nichts Geringeres, als er habe vor Jahren in Frankreich konvertiert und sich dort verheiratet.“

Der Benner lachte. „Nichts Neues; das hieß es schon, als er sich verheiratete, dann wieder, als er Oberst wurde, nun er Generalleutnant werden soll, fängt die dritte Strophe an. Es gibt eben mehr als einen Offizier aus seinem früheren Regiment Manuel, der es nicht so weit gebracht hat und ihn nun auf seiner Höhe beneidet und wohl gar mit Dreck bewirft!“

Daß der Hieronymus die Tugendhaftigkeit in Person gewesen sei drüben in Südfrankreich und gar in Katalonien, das brauchen wir nicht zu glauben, verlangt er auch selber nicht, man weiß ja ungefähr, wie es zugeht in den Feldzügen.

Er wird wohl auch einem fremden Kind den Kopf verdreht haben, das tun sie ja alle. Es kann auch sein, daß er einem galanten Abenteuer zuliebe sogar in einer Messe war; aber daß er katholisch geworden, das glaubst du doch selber nicht!

Ich wenigstens hätte es ihm nicht angesehen, und der Dekan Bachmann glaubt kaum noch, daß der Oberst reformiert sei, geschweige denn katholisch!“

Der Benner lachte wieder, und seine Unbeforgtheit griff endlich auch ein wenig auf den Landvogt über.

„Wo kommt aber das neue Gerücht her?“ fragte der Benner schließlich.

Des Landvogts Züge wurden wieder ernst.

„Eben, diesmal nicht von einem neidischen Offizier, sondern von einem invaliden Soldaten, der kürzlich von deinem Pächter auf dem Wilhof angestellt war und dort seinen Hauptmann wiedererkannt hat.“

Die Welt ist klein, fand ich. Trifft der Oberst dort einen alten Kompanieschelm aus Frankreich und hat ihn wie recht und billig fortgejagt. Der wird nun keinen guten Faden an ihm lassen.“

„Aber ist's nicht, wie wenn ein Spatz etwas aufs Münsterdach fallen läßt?“ fragte der Benner. „Der nächste Regen wäscht's ab und kein Mensch dreht sich um.“

„In gewöhnlichen Zeiten war es schon so; aber jetzt, wo der Sinner abtreten will und du auf die Plattform kommst, sieht man auch die kleinsten Flecklein. Darum sollten wir ihn zum Schweigen bringen!“

Der Benner dachte einen Augenblick nach, dann sagte er plötzlich: „Vielleicht hast du recht, ich will es besorgen!“

Rund um Schloß Brandis.

Als der Landvogt Samuel Mutach zu Trachselwald ein paar Tage später den Postkafz öffnete, den der Läufer von Bern gebracht hatte, fand er neben den amtlichen Schreiben noch einen privaten Brief des Benners Willading, worin er bat, einen entlassenen Söldner aus Frankreich, Peter Hertig, seiner Verleumdung wegen, die er über des Benners Schwiegersohn, den ehemaligen Hauptmann Hieronymus von Erlach, ausgestreut habe, strengstens zu verwarnen. Sollte aber der Delinquent auf seinen Aussagen bestehen, so möge er sie eidlich bestätigen lassen.

Der Landvogt lächelte: „Der schlaue Herr Willading weiß, wie man es macht. Aus dem wilden französischen Vorleben seines Schwiegersohnes steigen hie und da unangenehme Räuchlein auf. Wer etwas davon ausbringt, den schüchtert man ein, indem man von ihm den Eid über seine Aussagen verlangt und ihm Himmel und Hölle vorstellt, wenn das Geringste davon nicht stimmen sollte. Dann wagt der stärkste Mann nicht zu schwören, und der Kläger steht als elender Verleumder da. Recht ist das Verfahren eigentlich nicht, aber ich kann dem Benner schon zu Gefallen sein. Wie leicht ist er nächstens Schultheiß, und wer weiß, wozu ich ihn dann brauchen kann!“

Also gab er dem Weibel den Auftrag, nachzuschauen, wo dieser Peter Hertig sei. Dem Weibel war der Name nicht bekannt; aber seine Nachforschungen brachten endlich zu Tage, daß der Gefuchte nicht im Amt Trachselwald sei, sondern nach Brandis gehöre. Das Geschäft wurde also dem Landvogt Emanuel Stürler von Brandis übergeben, der in jenen Tagen eben eine Kur in Baden begonnen hatte. Deswegen blieb der Auftrag längere Zeit unausgeführt, und es war Heumonats geworden, als Peter Hertig endlich die Vorladung ins Schloß Brandis bekam.

Wenn Peter Hertig früher den Schloßweibel sah, erschraf er immer; selbst dem stärksten Mehgerburschen klopfte das Herz, wenn er eine Vorladung ins Schloß erhielt, wo der Herr saß, der über Freiheit und Leben der Untertanen verfügen durfte. Es war noch zu wenig Wasser die Emme hinabgefloßen seit den Jahren des Bauernkrieges, als daß man jene Zeiten schon vergessen hätte, in denen so viele schwere Urteile vom Schlosse aus ergangen waren.

Aber wie anders war es jetzt! Am Abend beim Einnachten saß er mit Hans Flückiger auf dem Bänklein vor dem Hause und schaute ins dämmerblaue Land hinaus. Ein schöner Sommertag war am Vergehen, ein ebenso schöner versprach zu kommen. Früh wollten sie morgen aufstehen und mit der Heuernte beginnen; die Sensen waren geschärft, noch eine kurze Nachtruhe, und dann begann die große Arbeit.

Und nun erschien noch der Schloßweibel Rünzi mit dem schielenden Blick: „Du sollst morgen um neun Uhr ins Schloß vor Audienz kommen, du kennst die Strafe beim unentschuldigtem Ausbleiben! Der gnädige Herr wird dir noch sagen wollen, was im Heuet Brauch sei; es wird nötig sein bei deinem Herumfahren, bist ja bald oben, bald unten im Land.“

Wenn der Weibel gedacht hatte, den Peter Hertig damit erschrecken zu können, so irrte er sich. Seit jener Nacht, da ihn der Lehrer Zedi mit Wasser besprengt und in die Gemeinde der taufgesinnten Brüder und Schwestern aufgenommen hatte, wovor sollte er sich noch fürchten?

Seither fühlte er sich geborgen. Er war gleich einer Taube in der Hand des Herrn, wie die Tanne, die im Wald wohl unter dem Sturm erschauert, aber sich immer wieder aufrichtet und nicht fallen kann ohne des Herrn Willen; und fiel sie, so war sie auch gefällt immer noch des Herrn.

Peter sagte deshalb ganz ruhig: „Ich werde erscheinen.“ Da er auch nicht das geringste Zeichen von Schrecken zeigte und damit den Weibel um seine Amtsfreude brachte, so sagte dieser noch im Gehen: „Du wirst etwas Schönes angerichtet haben. Es ist wohl besser, du habest die Sense schon gedengelt, denn morgen abend müßtest du es stehend tun, wenn du über-

haupt noch heim kommst. Gute Nacht, schlafet noch recht wohl, morgen wird es weniger leicht zu machen sein.“

Damit ging der rohe Mensch lächelnd davon.

„Er ist ein Scheusal“, sagte Flückiger. „Wenn er einmal bekommt, was er verdiente, so möchte ich nicht in seiner Haut sein. Doch was wird der Vogt von dir wollen?“

Breneli stand dabei und weinte. „Solltest du nicht fliehen, Peter? Ich fürchte, es komme nicht gut heraus, wenn du ins Schloß gehst; oder wozu haben wir unser Versteck? Geh nicht und bleibe eine Zeitlang in der Kammer.“

Da trat Frau Anna heraus, die durch die Rüchentiir alles gehört hatte. „Es wird nicht so schlimm sein; wenn er Böses im Schilde führte, hätte er dich gleich holen lassen. Geh du morgen nur ruhig.“

Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und reden allerlei Arges wider euch, so sie daran lügen; habet Freude und frohlocket, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden; denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“

„Ja“, sagte Peter, „wenn es mir nur nicht den schönen Arbeitstag wegnähme; aber wir stehen früh auf, bis um acht Uhr mähen wir die Frauenmatte ab, und dann bin ich immer noch rechtzeitig im Schloß.“

Am andern Tag rauschten die Sensen durch das taufrische Heugras, das in breiten Schwaden fiel, und als die große Wiese gemäht war, wusch sich Peter am Brunnen, zog die besseren Kleider an und schritt über die Egg gegen das Schloß, das auf hoher Behne thronend, weit ins Land hinaus schaute.

Etwas drückte nun doch auf Peters Brust, als er die festen Mauern sah und den Turm, der wie für die Ewigkeit gebaut, gewaltig in den blauen Himmel ragte. Im kühlen Torbogen umfing ihn die feuchte Luft des Schloßhofes, und er stieg die Treppe hinauf zur Wartstube; sie war leer. Der Weibel rief ihn bald ins Audienzzimmer vor die Schranke.

Der Vogt mit weißer Perücke und weißer Halskrause saß auf seinem erhöhten Stuhle und schaute ihn mit strengen, grauen Augen an.

„Du bist der Peter Hertig von Schaufelsbühl?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Du hast im Regiment Manuel unter dem Hauptmann von Erlach in Frankreich gedient?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und du streust seither abscheuliche Verleumdungen und häßliche Lügen aus über deinen ehemaligen Hauptmann und nunmehrigen Oberst seiner kaiserlichen Majestät?“

Peter erbleichte. „Nein, gnädiger Herr.“

„Nach die Sache mit Leugnen nicht noch schlimmer als sie schon ist. Du hast dem Pächter und den Knechten im Wilhof gesagt, der Hauptmann von Erlach sei von unserer Religion abgefallen und habe in Frankreich eine Katholikin geheiratet.“

„Ja, gnädiger Herr, das ist wahr.“

Der Vogt fuhr auf. „Ein nichtsnutziger Lügner und Aufwiegler bist du, der schandbare Verleumdungen über seine Herren und Oberen austreut! Bist du bei der Hochzeit dabei gewesen und bei der Umtaufe?“

„Nein gnädiger Herr.“

„Wie willst du denn wissen, daß er verheiratet sei und daß er katholisch geworden, du elender, frecher Lügner?“

„Ich mußte eine Zeitlang seiner Braut fast alle Tage Briefe bringen, und als er sie dann verließ, haben mich ihres Vaters Knechte so geschlagen, daß ich dienstunfähig wurde und heim mußte.“

Der Landvogt stukte. „Ist das wahr, was du sagst?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Bedenke wohl, was du tust. Damit sprichst du eine furchtbare Anklage aus über ein Mitglied deiner Obrigkeit, eine Klage, die man nicht unbesehen und ungefühnt lassen dürfte, doch wirst du mir die Wahrheit vorerst mit einem Eide bekräftigen müssen. Landschreiber, leset ihm die Eidesformel vor.“

Der alte Landschreiber räusperte sich und suchte das Buch unter dem Stoß seiner knisternden Papiere hervor. Er hatte das schon hundertmal getan und tat es gedankenlos wie viele seiner Arbeiten. Eben hat er es aufgeschlagen und wollte beginnen, als Peter endlich zu sagen wagte: „Gnädiger Herr, was das Eidschwören betrifft, so glauben wir, daß den Vätern des alten Bundes zugelassen war, einen Eid zu tun in Gottes Namen; aber daß der Herr Christus den Seinen daselbe untersagt und verboten hat, daß man auf keinerlei Weise schwöre, sondern daß ja, ja und nein, nein müsse sein.“

Daraus verstehen wir, daß uns alle hohen und geringen Eide verboten sind, und daß wir unser Ja und Nein so getreulich halten müssen, als ob wir solches mit einem hohen Eide beschworen hätten.

Und so getraue ich nicht, daß jemand, auch nicht die Obrigkeit selbst, Ursache habe, daß sie unser Ja, das uns an Eidesstatt ist, für ein Nein halte.“

So hatte es Peter vor wenig Wochen bei seinem geistlichen Vater gelernt, und so sagte er es jetzt vor dem gestrengen Landvogt. Der war dunkelrot geworden und schlug mit der Faust dergestalt auf den Tisch, daß der Staub aus den Zeiten seines seligen Vorgängers aus allen Fugen fuhr.

„Bist du jetzt auch noch bei den Wiedertäufern? Seit wann haben wir wieder eine solche Pest im Amt? Weißt du, daß keine Täufer hier geduldet werden? Ich glaubte, Brandis sei gegenwärtig sauber, außer einigen sturmen Weibern sei niemand mehr bei diesem Pack, nur hinter Trachselwald und hinter Langsau hielten sich noch ein paar versteckt. Du willst also nicht schwören?“

„Nein, gnädiger Herr.“

„Nun, wenn du nicht schwören willst, so wird eben dein Geschwätz auch lauter Lüge sein, und für diese Verleumdungen gehört dir etwas, daran du denkst. Fünfundzwanzig im hintern Hof, dann vergeht dir auch die Wiedertäufererei.“

Danke Gott, daß du so leicht davon kommst, und wenn ich dir raten kann, so verlaß die schlimme Gesellschaft, sonst wirst du bei der nächsten Täuferjagd zum Land hinaus geschickt.“

Der Landvogt stand auf. „Handschellen und vorwärts.“

Der Hatzschießer schloß Peter die Hände und führte ihn die Treppe hinunter in den hintern Hof. Der Weibel rückte das Waschbrett zurecht, das dort immer bereit stand, bald für Wäsche, bald für arme Malefizanten.

Der Landvogt schaute von der Hoflaube aus zu. „Bindet ihn fest!“

Peter ließ sich binden ohne Widerstand; und der Hatzschießer schlug ihn, daß das Säusen des schweren Haselstockes den Hof erfüllte, in den zu allen Fenstern die Diensthoten hinunterschauten und mit wohlküstigem Grausen auf das Stöhnen des von der Justiz Geschändeten lauschten.

Beim vierundzwanzigsten winkte der Landvogt ab. „Genuß, er hat seine Portion und hält jetzt das lose Maul.“

Der Hatzschießer hielt inne. „Steh auf“, brüllte er den Unglücklichen an.

Der blieb liegen; da nahm der Weibel den Eimer, der auf dem Brunnen stand, und goß ihm einen schweren Guß kalten Wassers über den Nacken. „Das hat noch jeden geweckt“, grinste er, und richtig, taumelnd erhob sich der Arme, um gleich wieder auf den Boden zu stürzen.

„Legt ihn ein“, rief der Landvogt. „Bis morgen lernt er das Gehen schon wieder, dann jagt ihn fort.“

Jetzt ergriffen ihn die Knechte bei Händen und Füßen und trugen ihn in den Turm, schlossen eine dunkle Zelle auf und warfen ihn dort auf die Britsche.

Am Abend erwachte er mit brennenden Gliedern und zer schlagenem Rücken, mit fliegendem Pulsschlag und quälendem Durst.

Er fand einen Wasserkrug in der Ecke, das Brot berührte er nicht. Langsam wurde ihm seine Lage klar, und plötzlich leuch-

teten seine Augen in überirdischem Glanz, und seine Lippen bewegten sich:

„Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“

Dann kniete er nieder und betete: „Herr, der du die Könige und alle Obrigkeit in ihr schweres Amt eingesetzt hast, auf daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen mögen, gib ihr deinen Segen, daß sie ihr Amt recht verrichten könne und endlich mit uns nach diesem elenden, mühseligen Leben aus lauter Gnaden durch das teurbare Blutvergießen des bitteren Leidens und Sterbens unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus möge selig werden. Amen.“

Dann umfing ihn der wohlthätige Schlaf.

Der Landvogt Emanuel Stürler hatte eine gute Badekur hinter sich. Die Gliederknecht, die ihm den Winter und Frühling hindurch so manchen schönen Tag verdorben hatte, war im warmen Badener Wasser zurückgeblieben, und aufrecht schritt er wieder über die vielen Treppen des Hochschloßes Brandis.

Eines Abends, als er die Amtsstube geschlossen und sich auf die Terrasse hinaus gesetzt hatte und über das waldige Emmental hinauschaute, sagte er zu seiner Frau: „Du, wie lange ist es, daß wir zum letztenmal Gäste hatten? Ich mag mich fast nicht daran besinnen, die leidige Krankheit hat uns ganz aus dem Geleise gebracht. Wollen wir nicht einmal die Nachbarn einladen? Sie kommen gern, und man hört etwas Neues. Ich muß sagen, der Blick von hier aus ist unvergleichlich. Der Schultheiß von Burgdorf, der doch auch etwas Schönes vor den Fenstern hat, ist neidisch darauf. Von den Bögten von Trachselwald und Sumiswald wollen wir gar nicht reden; außer ein paar Tannen und Haselhägen ist dort nicht viel zu sehen, und hier sieht man bis hinüber zu den Schneebergen.“

„Du wirst dir doch nicht einbilden, daß die schön seien“, warf Frau Beate ein.

„Bewahre, was denkst du auch! Nein, was das Schöne ist, das ist die Weite, die vor uns liegt. Man ist nicht eingetun in einem Loch, wie etwa der Sumiswalder, und schließlich auch nicht so weit neben der Welt. Wenn der Westwind geht, so hört man die Münsterglocken von Bern.“

„Haben wir noch Wein?“, fragte Frau Beate.

„Wein genug, wenn wir nur die drei Nachbarn einladen und etwa noch den Pfarrer Thormann von Lüzelflüß, Ryfwein und Wistenlacher, dazu noch Roten von Oberhofen, und Elsfässer für die Reitknechte.“

„Dann laß sie kommen, der Besuch tut uns allen gut.“

Noch am gleichen Abend schrieb der Vogt die Einladungen in der Amtsstube und hatte bald darauf die Freude, daß alle zusagten. Jetzt, bei beginnender Heuernte gab es in den Amts- und Gerichtsstuben nicht viel zu tun, die Herren konnten gut loskommen. So erschienen sie denn an einem Julitag, der warm und schön war, wie selten einer. Die Rosen blühten und dufteten im Schloßgarten, von der Schloßmatte herauf zog mit dem leichten West ein Heugeruch, daß der Herr Stürler auf der hohen Terrasse eine Nase voll einsog und dann zum Schultheißen von Burgdorf sagte: „Wenn das nicht Sommer ist, dann weiß ich nichts mehr! Hoffentlich habt Ihr einen schönen Durst auf-gelesen auf Eurem Ritt. Er ist nie so gut zu löschen wie jetzt mit unserem Waadtländer aus dem Felseneller.“

„Nur keine Angst, Herr Stürler“, beruhigte der Burgdorfer, „wir werden in Eurem Keller haufen wie die Kaiserlichen im Elsaß, und wenn die beiden von Sumiswald und Trachselwald so durstig sind wie ich, dann müßt Ihr ein gehöriges Loch nachfüllen!“

„Glaub's auch“, sagte der Sumiswalder, der eben herein-geführt wurde und sich den Schweiß abwischte, „bis man auf Eurem Schloßberg oben ist, fragt man sich dreimal, ob wohl der Keller richtig versehen sei!“

„Keine Angst, Ihr Herren“, grüßte der Brandiser. „Heute feiern wir meine glückliche Rückkehr von Baden und sind auf alles eingerichtet!“

Im lustigen Pavillon auf der hohen Terrasse war der Tisch schön geschmückt, die breiten Stühle mit den weichen Stuhlfissen luden zu einem behaglichen Ausruhen ein; der Gastgeber war bester Gaune, wer schätzte einen solchen Nachmittag unter Freunden nicht?

„Wir trinken auf Eure Gesundheit“, sagte der Trachselwalder, als er seinen grünen Becher mit dem Becher des Wirtes anstieß. „Ihr habt Euch gut erholt, da lohnt es sich wohl zu feiern. Das ist nun nicht wie bei unserem Schultheissen Sinner, der ist allem Anschein nach auch wieder zurecht gekommen; aber wacklig, und kann noch nicht selber die Rathhaustreppe hinauf. Der Ratsdiener führt ihn am Arm.“

Fortsetzung folgt.

Das Berner Heimatschucktheater

Das Berner Heimatschucktheater ist ein wesentlicher, nicht mehr wegzudeutender Kulturfaktor nicht nur in der Bundesstadt, sondern in der deutschen Schweiz überhaupt geworden. Das beweist der trotz der Wirtschaftskrise und des gewaltigen weltanschaulichen Ringens unserer Lage stets fort gute Besuch der Vorstellungen auf der Schänzlibühne — aber auch die nach Hunderttausenden zählende dankbare Radiophoregmeinde des deutschschweizerischen Landes senders.

Allerdings sind dessen Berndeutschkörspiele, sowie die heimatschucklichen, volkstümlichen, volkswirtschaftlichen Hörfolgen und Hörzonen nicht Veranstaltungen des Heimatschucktheaters selbst. Ihre Auswahl, Zusammenstellung, Besetzung usw. sind ausschließlich Sache des Programm- und Vortragsdienstes des Studios Bern und werden betreut von Hans Koch, einem besterfahrenen Vorkämpfer für heimische Eigenart und deren Darstellung . . . und es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn das Mundarthörspiel und verwandte Darbietungen nach Berner Brauch zu den allerwirksamsten Äußerungen der geistigen Landesverteidigung und der nationalen Volkserziehung gerechnet werden.

Die Darsteller dieser Sendungen sind samt und sonders Heimatschückler; ihre mannigfaltigen Stimmen kennt der aufmerksame Radiohörer längst (kennzeichnet sie wohl auch für den Hausgebrauch mit hausgemachten Liebernamen) — aber was mancher Hörer außerhalb der Bundesstadt nicht weiß, ist, daß man die Heimatschückler nicht nur spielen hören, sondern auf der Schänzlibühne (dann und wann auch als Gäste auswärts) spielen sehen kann.

Der Schöpfer des stadtbernerischen Mundarttheaters ist Prof. Dr. Otto von Greverz. Er war einer der Hauptinitianten der Dörfli-Bühne an der Landesausstellung 1914 in Bern. Ein Jahr später traten unter seiner Führung Gleichgesinnte zusammen zum Heimatschucktheater-Spielverein, mit Zwecken und Zielen,

die höher und weiter gesteckt waren als bloße Liebhaber- und Dilettanten-Schauspielerstätigkeit. Es war der Beweis zu erbringen, daß die Mundart auf der Bühne alles zum Ausdruck bringen kann, was menschliches Wesen, Fühlen, Wollen heißt; es galt Musterbeispiele zu bieten zuhänden Außenstehender, die guten Willen zu ähnlichem Wirken besaßen, und ferner galt es, die Produktion von Mundartstücken zu wecken und zu fördern.

Das Bestreben des Gründers und Leiters und seiner getreuen Mitarbeiter ist in jeder Hinsicht mit Erfolg gekrönt worden. Die Vereinigung zählt heute über 100 Aktiemitglieder; sie hat ein Repertoire von rund 70 Stücken; sie besitzt zu eigen ein reiches Material für vielseitige Bühnengestaltung und -ausstattung; sie darf sich heute auch der regen Mitwirkung einer ganzen Reihe von Mundartdramatikern und -dramatikerinnen erfreuen (Gfeller-Rindlisbacher-Wettbewerb u. a.); und was zum Wesentlichsten gehört: sie hat ein getreues Publikum, das heute nun auch ernste Stücke mitzuerleben, zu genießen und zu verstehen weiß.

Die laufende Winterspielzeit bringt sechs neue Stücke, wovon fünf im Gfeller-Rindlisbacher-Wettbewerb ausgezeichnet worden sind. Den Anfang machte eine spritzige Komödie der Irrungen mit gutbürgerlichem, städtischem, modernem Milieu („Kaktuskomödie“ von Frau Schürch-Nil). Es folgte eine ebenfalls neuzeitliche, sehr realistische Tragikomödie vom vertriebenen Latendrang („Der Rumdant“ von Hans Rudolf Balmer) — und als drittes folgte eben dieser Tage „Wele stercher?“ von Hugo Schneider — nach Gottshells Novelle „Der Oberamtmann und der Amtsrichter“, jedoch keine bloße Dramatisierung, sondern in manchen Einzelheiten eine gewandte Neugestaltung. Unser Umschlagbild zeigt den rabiaten, männerbändigenden Rückendrachsen aus diesem rollenreichen, behaglich-epischen Stück.

Ds Süetli

Von Hans Zulliger

Der Chiltchmeinsprexis Sami Leuebärger uf em Chalchacher z'Fliehlkofen im Kanton Bärn het es paar grofi, gäli Briestfäsch i ne Lädermappen ppakt, u du suecht er ir Gumodeschublade no sy Brülle.

Da trappet d'Püüri, d'Lysebeeth, zue-n-ihm. „Wie hesh d'ys Bingerli aber einisch annel!“ balget sie. „Mi chömt meine, du hättischs mit der Mischgablen aagleit! Zeig!“ Sie het ihm am Hals ume gnifflet. „Ganz uf drei Schoppen isch es. Der Schnopf ja halb am Aefle hinger. U ei Lätzsch größer weder der anger, u der eint Stumpe chlyner. Cha me nid i Spiegel luege, we mes aaleit?“

„Wa, mit dym tüünersch Spiegel!“ brummet der Sami. „Wenn i dä vor mer ha, chunnts mer erscht rächt läh!“

„Das wär mer!“

„He wohl, wenn is säge! Vor em Glas isch es mer, wie wenn i vier Häng hätt, wo zwo nid wüsse, wohi! Er macht mer nume d'Fingere verrückt!“

„Ach — bisch e Sturm!“

„Preffier du jike, statt mit mer z'pitschgere! — Für was hätti me ne Frou — die isch eim der bescht Spiegel!“

Sie het ihm s'ys schwarze, schmale Bängeli frösch gchnüpf.

„So, jik miechs e Gattig! — Ja, was wett ds Mannevolch aafah, we mir Froue nid gäng vor u hingernache für ihns luegti! Ganz verfschole würdit der!“

Der Sami lächlet e chlei u git e te Bscheid. Er chlemmt sy Mappen ungere Arm u drückt uf d'Fallen a der Stubetüre.